Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 15. 8. 1937 | Nr. 33

Hardenberg und Stein.

„Ich habe Ihre Pläne im einzelnen verfolgt und mir daraus die Maxime Ihres Zieles zu bilden versucht: Sie wollen durch Ihren Willen auf, wie soll ich es sagen, absolutistischem, diktatorischem Wege Volk und Land in die neue Zeit hinüberführen, aus einer Hand soll alles kommen, was das Glück des einzelnen und damit in summa das Glück der Gesamtheit begründet."

Die Augen blicken auf in schmiegsamer Frage.

Steins Blick antwortet nicht. Die Lider senken sich, die ganze Gestalt verschließt sich zu abwehrender Innerlichkeit.

Hardenberg wartet. Warten. Er weiß, es ist die Kunst seines Lebens.

Das scharfe „Nein", das die Stille sprengt, erschreckt ihn nur einen Augenblick.

„Nein! Sie mißverstehen mich im Letzten, Tiefsten! Ich habe mit der Glückseligkeitstheorie nichts zu schaffen! Was gilt das Glück des einzelnen! Der einzelne ist nichts! Geht es denn überhaupt um den Begriff Glück? Nicht einzig um das Ziel, mag es auch mit dem, was der kleine Mensch „Glück" nennt, nichts gemein haben?! Und Sie vermeinen, ich wollte allein, ganz allein, herrschen, aus meiner Hand solle alles kommen? Was Sie von mir erwarten, das tat Friedrich in Preußen, das tat Josef in Österreich, das tut schließlich das von jeder Bindung befreite Ich des Feindes, der uns vernichten will! Ihr, ihr", schwer formen sich die Worte. Er formt sie zum ersten Mal. Als schlummernde Tat hat es in ihm geruht, das Mißverstehen des andern hat sie geweckt, zwingt ihn, sie, sich, sein letztes Ziel zu erkennen. „Ihr könnt euch nicht frei machen von diesem gottverlassenen Jahrhundert, das alles durchschauen, messen und errechnen, das herrschen wollte wie das Gesetz der Zahl! Ich will nicht rechnen, ich will säen! Ich will nicht herrschen, ich will führen! Meine Zeit beginnt nicht dort, wo der aufgeklärte Verstand das Volk beglückend von neuem versklaven wollte, ich will tief, tief hinabsteigen ins dunkle Geheimnis der Jahrhunderte, bis zu jenen Tagen, da noch die Seele unseres Volkes wach und blühend war! Ich will das Volk erwecken, damit es sein Schicksal begreift und selbst gestaltet!"

Vor den ahnenden Gesichten hat Hardenbergs schmiegsamer Geist sich gebeugt, die scheinbare Klarheit des letzten Satzes reizt ihn zum Widerspruch.

„Ist das nicht ein Irrweg? Haben Sie nicht an Frankreich erlebt, wohin . . .?"

Stein springt auf. Die Worte fließen nicht mehr schwer, ein befreiter Strom, rauscht seine Rede.

„Sie meinen, ich will das Volk zum Herrscher machen, wie Sie meinten, ich selbst wolle Herrscher sein?! Ich diene! **Nicht dem Menschen, der mich demütigen will, keinem Menschen, dem Großen, das wir noch nicht erfassen, dem Gemeinsamen! Und indem ich ihm diene, bin ich selbst das Gemeinsame. Und wie ich diene, so soll das Volk dienen, jeder einzelne dem Ganzen, damit es selbst, damit jeder groß werde, indem er im Ganzen wirkt und ruht!"**

Stein spricht nicht mehr zu dem Gast. Er hat das Fenster aufgestoßen mit Herrengebärde, er spricht zu sich, zu seiner aufgewühlten Seele, zur großen Winternacht, zum Sternenhimmel, zum verborgen ins Unermeßliche stürmenden Meer.

Robert Hohlbaum.

Aus: „Stein, Roman eines Führers." Verlag A. Langen/G. Müller, München.

Adam Müller-Guttenbrunn:

Geist der Gemeinschaft.

Seit Tagen währte der mörderische Kampf gegen die Wasser der Theiß, die sich in ihrer trägen Fülle still heranwälzten und unablässig ausbreiteten. Von der hochgehenden, brüllenden Donau zurückgestaut, drückten sie auf die Dämme und stiegen über die Krone.

Noch vor Abend rückten dreihundert Männer aus Josefsfeld ein und traten beim Donaudamm an. Es waren ernste, kernige Gestalten, die nicht viel redeten und sich an die bedrohten Punkte weisen ließen. Wie Werkleute mit Schaufeln und Hauen und Beilen waren sie ausgerüstet, und jeder hatte seinen Tornister mit Lebensmitteln auf dem Rücken für ein paar Tage. —

Draußen brüllte der Donaustrom immer lauter und lauter, als der Abend sich herabsenkte. Auf allen Dämmen schwelten die Fettlampen in den zahlreichen Laternen, die sich wie die Wachtfeuer in einem wildbewegten Heerlager ausnahmen. Auf dem Mitteldamm aber — er hieß der Grünzeugdamm — brannten helle Flammen; dort hatten die Frauen zehn große Kessel, in denen sonst Wäsche ausgekocht wurde, auf Dreifüße gestellt und bereiteten ihren Männern und Söhnen das erste warme Mahl nach so vielen nassen Tagen. Auch trockene Wäsche und Kleider hatten sie ihnen mitgebracht und sehr viel Zuversicht und Munterheit. Drei Faß Wein ließ die Klugsnantschi hinausführen und machte mit ihren Töchtern die Mundschenkin. Die Haffnersusi aber stand mit erhitztem Gesicht zwischen zwei Gulaschkesseln und schwang ihren großen Schöpflöffel wie ein Zepter. Zwischen zwei anderen Kesseln hantierte still und ernst die Bas' Bärbl. Und die Kette setzte sich fort, die angesehensten Bäuerinnen waren mitgekommen und kochten da unter freiem Himmel.

Die Männer lösten sich ab und eilten in Gruppen herbei von der Arbeit. Muntere Worte flogen hin und her, man hatte den Humor nicht verloren und schien voll guten Muts. Die Mainacht war frisch, aber windstill und sternenhell. Aus weiter Ferne hörte man ein Sausen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen, und es war manchmal, als ob auch der Grünzeugdamm da zwischen den Krautfeldern erbebte. Von ihren Frauen erfuhren jetzt die Karlsdorfer, daß dort drüben 300 Männer aus Josefsfeld für sie kämpften. Und man brachte ihnen ein Vivat, ein Eljen, das unheimlich in der Dunkelheit verhallte, ohne das Ohr der Braven zu erreichen. —

Zwischen der majestätischen Donau, diesem Urweltstrom, der durch das Herz Europas rauscht und die Wasser der deutschen Alpen bis an die Küste von Asien hinspült und der tückisch schleichenden, ewig bohrenden Theiß lag ihre Welt, lagen ihre Gräber und ihre Zukunftshoffnungen. Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde. Und jetzt hatten sie wieder einmal eine große Schlacht verloren . . .

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die Gefahr. Und es eilten ihm zwei Kompanien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefsfelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf geeilt. Und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, wollte er auf dem äußeren Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden; er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten dort die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Der Vizegespan, Herr von Tallianffy, kam ebenfalls. Und er hieß den Oberstuhlrichter schweigen, als dieser seine Autorität anrief. Er begriff, was diese Männer verteidigten, und warum sie nicht weichen wollten. Der Klugsbaltzer berichtete ihm über die Lage, so gut er's vermochte. Und während Herr von Tallianffy da auf dem zweiten Damm stand, inmitten all der erdeschaufelnden und karrenschiebenden Bauern, gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorn, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige gelbe Wasser plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrauschte. Aber die Lücke wurde im Nu doppelt so groß, und ein Bach sauste hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die Dämme ihre Widerstandskraft beweisen.

Schon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der Entsetzensschrei der Zuschauer riß sie zum Äußersten fort. Der riesige Straubmichel und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nur mehr der Kopf des Straubmichel zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten.

„Sie ertrinken alle!" schrie der Oberstuhlrichter.

Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße darauf, und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer. Man schlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumstämme dazwischen, füllte die Lücken mit Erdsäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biebsame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten sie als Wand an die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz

Spruch.

Gib den Flamberg nie aus Händen,
In Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß.
Frieden wirst du nie erkämpfen.
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch dein Herz.

Detlev von Liliencron.

Der Kanzler wirbt um seine Braut.

Dezember 1846.

Verehrtester Herr von Puttkammer!

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Mann geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehen von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals im Stande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andere zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines innern Lebens, welches jenem zu Grunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühester Kindheit fremd, und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem sechzehnten Geburtstag, keinen andern Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehen schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, Alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliches Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahre alt, ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten 8 Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das Übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre Anderer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor Allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor 6 bis 7 Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indessen blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Triglafer Hause (von Thadden) und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußern Werken fast durchgehend Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube

gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht. Man hatte wieder Zeit gewonnen. Und Herr von Tallianffy ritt mit einem Bauernpferd durch die aufgeweichten, in dem trüben Wasser ertrinkenden Saatfelder hinüber zum äußeren Damm, um den Tapferen die Hände zu schütteln.

Ganz durchnäßt kam er zurück. Man hatte ein Telegramm für ihn gebracht, und er las es hastig. „In Budapest beginnt die Donau schon zu fallen!“ rief er.

„Da steigt sie hier noch dreißig Stunden“, sagte der Klugsbaltzer betrübt. „An uns muß alles vorüber!“

„Mut, Herr Richter, Mut, wir müssen es zwingen! Ihre Leute sind Helden!“ sprach der Vizegespan.

Und er begab sich von Gruppe zu Gruppe, von Damm zu Damm; belobte, eiferte an und griff selbst zu, wo er einen Erschöpften traf. So befeuerte er den Mut und die Zuversicht der Leute, und dabei versprach er dem Richter für die Zukunft jedwede Förderung. Da sei der letzte Kampf, den sie auf solche Weise zu führen hätten. Er werde dafür sorgen.

Das glättete manche Zornesfalte, das richtete manches zaghafte Gemüt wieder auf.

Blutigrot sank die Sonne hinter eine grauschwarze Wolkenwand. So plötzlich war sie dahin, als ob sie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wieder käme. Es herrschte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man selbst die Stimme der Theiß hörte, die sonst nur gluckste und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unsichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein tückischer Urlaut des Elements für dessen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längst gewöhnt, dieser Ton aber war neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseits der Donau, aus den slowenischen Bergen und warf sich mit elementarem Ungetüm in die Ebene. Wie rasend geworden heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesensäulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar als seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen; das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Sausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Fast stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffners Jörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straubmichel wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der inneren Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzengdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen, und die müden Gäule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das furchtbare bestätigt, das sie ahnten. Weit droben war der Damm gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus ... Wie lange konnte es dauern, und die drei Stellen, an denen der Damm gebrochen, waren eine einzige Bruchstelle.

Die Theiß, der die Donau so hartnäckig die Gastfreundschaft versagte im eigenen Bett, hatte einen anderen Weg gefunden. Jetzt sah man es mit Grausen. In einem kilometerbreiten Strom ergoß sie sich seitwärts nach dem Karlsdorfer Gebiet, schon waren wohl zehntausend Joch Feld unter Wasser.

Alles eilte zu den Wagen, es gab nur noch den Rückzug in das Dorf. Viele Männer heulten beim Anblick ihrer Felder; andere fluchten; die meisten aber waren stumm geworden.

Es war alles verloren ...

Als erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche herausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — sein Gevatter fehlte. Und sechs andere Männer waren verschollen!

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser, das dem Dorf zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend, kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerlich der böse Südwind hob und das Wasser vor sich herpeitschte, damit es ja nur früher ins Dorf käme als der Richter und der tief traurige Haffners Jörgl. Die Keller standen daheim ohnehin schon unter Wasser, die Mauern waren unterwaschen von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben.

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten, dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur 15 Häuser im Mittelpunkt blieben unversehrt, 300 stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Ich weiß um Menschen ...

Ich weiß um Menschen, die wie Tiere in Geschirren,
wie wirre Knäuel sind, und die das Schicksal stößt,
sie sind wie Flammen, die durch tote Nächte irren,
sind Seelen, die nach Heimat weinen — unerlöst.

Ich weiß um Menschen, die gleich Engeln Flügel haben,
um Erdenmenschen, die wie Himmelsboten sind,
die selig in das Diesseits Gottes Namen graben,
um deren Haupt ein Heiligenschein von Goldlicht rinnt.

Franz Mahlke

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen. Als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorn beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinandergingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heckmüller spielte die Orgel. Der Klugsbalzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes zum Abschied, das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte. Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die anderen lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale, d. h. hier ungarische Siedlung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preis gab er es aber nicht.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte
du Zeugin mancher herben Väternot,
wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
wir stehen getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.

Aus: „Die Glocken der Heimat“. Verlag L Staackmann, Leipzig.

Martin Behaims Erdapfel.

Der Globus des „Nürnberger Columbus“ vom Führer für das Germanische Museum angekauft.

Der durch Adolf Hitler ermöglichte Erwerb von Martin Behaims „Erdapfel“ für das Germanische Museum in Nürnberg lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf den „Nürnberg“ Columbus“, der vor fast genau 430 Jahren in Lissabon sein abenteuerreiches Leben beendete (29. Juli 1507).

Martinus de Boemia oder wie er zu deutsch hieß, Martin Behaim, hat das Schicksal vieler weitgereister Männer erfahren. Eine krittelnde Nachwelt bezweifelte seine Leistungen. Sie strich aus seinen Lebensschicksalen alles hinweg, was interessant, abenteuerlich und bemerkenswert war. Trotzdem wurde auf die Dauer die Größe und Bedeutung des Mannes, den man so zerzauste, nicht geschmälert. Vielleicht ist es eine Legende, daß Martin Behaims Columbus zu seinen Atlantiküberquerungen und zur Entdeckung Amerikas veranlaßte. Trotzdem kann der Freund von Magalhaes und Columbus und der Schüler des großen deutschen Astronomen und Physikers Regio-montanus kein kleiner Mann gewesen sein. Er hatte viel erlebt und mit eigenen Augen gesehen, und er hat sich immer ehrenvoll gehalten. Nicht umsonst wurde er von König Johann eigenhändig zum Ritter des Christusordens geschlagen. Und keinem Geringen vertraute der Erbstatthalter der Azoreninsel Fayal, der vlamische Ritter Jobst Hurter, seine Tochter als Ehefrau an. Schließlich ließen auch die Nürnberger auf ihren Ritter Martin nichts kommen. Noch heute nach 430 Jahren steht das Haus der Familie Behaim am Adolf Hitlerplatz, und ein Standbild des großen Sohnes der Stadt grüßt erzgegossen alle Besucher der Stadt der Reichsparteitage, die in diesem Jahr nun auch im Germanischen Museum den großen Globus Behaims unter Glas bewundern können.

*

Als Fünfundzwanzigjähriger nach Westafrika.

Der Behaimsche Globus oder „Erdapfel“ ist nicht die erste Nachbildung der Erdkugel, von der wir wissen. Schon die alten Griechen hatten ihr Wissen von der Erde in Globen zusammengefaßt. Der große Anaximander gab schon 580 v. Chr. Anweisungen für seine Herstellung. Ptolemäus wanderte auf ähnlichen Spuren. Die Araber verfertigten dann Erdgloben und im 15. Jahrhundert beschäftigte sich vor allem auch Regiomontanus, der Nürnberger Lehrer Behaims, mit ihrer Herstellung. Interessierten ihn dabei mehr theoretische Fragen, so reizte seinen Schüler Behaim die Praxis. Er war selbst weit gereist. Er hatte bereits mit 22 Jahren in Lissabon an der Verbesserung der Steuermannskunst gearbeitet und als 25jähriger sich an der Entdeckungsreise des Portugiesen Diego Cao nach der Kongomündung beteiligt. Er konnte Küstenstriche und Flußmündungen, von denen Europa noch nichts wußte. Und so entwarf er aus der Erinnerung eigener Fahrten heraus seinen „Erdapfel“ und zeichnete darauf bereits den Weg nach Ostindien und die Linien der Ostküste von Afrika ein, denen Vasco da Gama erst sechs Jahre später nachfuhr. Aber schon die Teilnahme an der Entdeckung der Kongomündung hätte genügt, um Martin Behaim bei den deutschen Physikern und Geographen einen hohen Ruf zu verschaffen. Durch die Befahrung des Kongostroms wurde der Eintritt in die Riesenräume des afrikanischen Raumes eröffnet. Martin Behaim konnte sagen: „Ich bin dabei gewesen ...“

*

Zehn Jahre Arbeit am „Erdapfel“.

Die Herstellung eines Globus war für die damalige Zeit keinesfalls so selbstverständlich und einfach wie für die heutigen Globenfabrikanten. Die alten Erdgloben und der Behaimsche insbesondere sind Kunstwerke, an denen viele Hände beteiligt waren. Zuerst wurde nach genauen Berechnungen die eigentliche Kugel und ein hölzernes Gestell dafür hergestellt. Dann wurde die Bemalung vorgenommen, die ja nicht nur geographische Umrißlinien, sondern eine Fülle von Figuren, Schiffen, Zelten, Tieren und Fabelwesen auf die Oberfläche des Globus bannte. Dann galt es noch mit sorgsamer Künstler- und Schreiberhand Inschriften und Bezeichnungen anzubringen. Bei allem waren die geographischen Maße auf das Genaueste zu berücksichtigen. Man kann verstehen, daß deshalb die Arbeit an dem Behaimschen „Erdapfel“, der einen Durchmesser von nur 50 Zentimetern besitzt, fast zehn Jahre in Anspruch nahm, und daß ein solches Werk dann als ein Wunderwerk gehütet wurde und Jahrhunderte lang im Besitz der Familie oder hochgestellter Persönlichkeiten blieb. Die Fertigstellung des Behaimschen „Erdapfels“ erfolgte übrigens in einem besonderen zeitgeschichtlichen Augenblick. In der gleichen Woche verließ Columbus mit seinen drei Karavellen Portugal, um seine erste Fahrt ins Unbekannte anzutreten.

Die Erinnerung an Martin Behaim und seinen „Erdapfel“ ist übrigens von großen deutschen Männern immer gepflegt worden. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt beschäftigte sich im ersten Band seiner „Kritischen Untersuchungen“ mit dem „Nürnberger Columbus“. Und schon ein halbes Jahrhundert früher erschien, von Murr verfaßt, die „Diplomatische Geschichte des berühmten Ritters von Behaim“. Seit dieser Zeit befand sich der „Erdapfel“ wieder im Familienbesitz der Behaims. Er war auch bereits im Nürnberger Museum als „Leihgabe“ ausgestellt. Jetzt ist das Meisterwerk deutscher Wissenschaft durch die hochherzige Stiftung des Führers in den Besitz der Stadt Nürnberg und des Germanischen Museums übergegangen. Es hat jetzt endgültig die Heimat in der Stadt gefunden, wo es entstand, und in die auch Ritter Martin besuchsweise immer einmal von den Azoren oder Lissabon zurückkehrte.

5000 Olympia-Kühe für die Milchbauern um Tokio.

Die japanischen Behörden beschäftigen sich heute bereits mit der Lebensmittelversorgung der vielen Zehntausende, die als Olympiagäste im Jahre 1940 nach Tokio kommen werden. Sorgen bereitet vor allem die Beschaffung von Milch und Butter, an die die Europäer ja stärker gewöhnt sind als die Japaner. Das Innenministerium hält es für erforderlich, daß die Milchbauern aus der Umgebung der Hauptstadt während der Spiele täglich mindestens 50 000 Liter Milch mehr liefern als jetzt, daß sie also zu dieser Zeit 5000 Kühe mehr halten müßten. Gegenwärtig verbraucht die ganze Sechs-Millionen-Stadt Tokio nur etwa 90 000 Liter Milch am Tage.

läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimnisse Anderer nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr factisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat Anderer wie durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urteils, in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unserer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen; denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können, als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen, und sonst noch niemanden, hier vorgetragen habe, mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehen hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter weiter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne Weiteres günstig für meinen Antrag ausfallen werde und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht, oder nicht vollständig genug gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über Alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben; das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen, und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Otto von Bismarck.